

Emder Zeitung, - Wochenmagazin - Folge 154 (1998), S. 4  
Redakteurin Iris Hellmich

## Wenn nur das Heimweh nicht gewesen wäre.....



EZ-Repro: Leding

Die 68jährige Johanne Wengel, geb. Obes erinnert sich an die Zeit, in der auf ihre Heimatstadt immer wieder Bomben fielen.

Es muss Ende August/Anfang September 1939 gewesen sein. Meine Mutter ging mit meinem Bruder und mir in den Gasthof „Zur Flotte“ in der Brückstraße. Wir hatten uns nachmittags dort einzufinden, um Gasmasken auszuprobieren. Mein Bruder war damals drei und ich war zehn Jahre alt.

Die Zeit des Luftschutzes begann. Es war eine hektische Zeit. Säcke wurden mit Sand gefüllt und öffentliche Luftschutzräume eingerichtet. Für uns

war der nächste Keller – wir wohnten damals Am Eiland - gleich um die Ecke im Gasthaus „Zur Quelle“. Mein Vater war zu jener Zeit zum Sicherheits- und Hilfsdienst „SHD“ eingezogen worden. Das war eine Truppe, die wie die Feuerwehr und das Rote Kreuz bei Katastrophen eingesetzt wurde.

Zum ersten Male musste die „SHD“ am Abend des 13. Juli 1940 eingesetzt werden. Plötzlich heulten die Sirenen los. Wir standen verschreckt im Flur unseres Hauses. Ein heftiger Beschuss hatte eingesetzt. In einer Pause versuchten wir, in den Luftschutzkeller zu gelangen. Die Tür war verschlossen. Unser Rufen und Klopfen hörte niemand. So erlebten wir den ersten Angriff auf Emden im Eingang des Gasthofes „Zur Quelle“. Bomben fielen und die Flak schoss. Ich sah ein kurzes Aufblitzen. Es folgte eine Detonation und ein „Klick-Klack“ der Granatsplitter, die auf das Kopfsteinpflaster fielen. Am nächsten Morgen sammelten wir Kinder die Splitter eifrig ein. Sie glänzten golden und hatten scharfe Zacken.



In der Straße „Am Eiland“ auf den Treppenstufen zum Judentief: Die Erzählerin dieser Geschichte, Johanne Wengel (Dritte von rechts) und ihre Spielgefährten aus der Nachbarschaft. Auf der oberen Stufe sitzt Anneliese Cornelius, eine Angestellte der Nachbarn.

Die Bombardierung Emdens hatte Todesopfer gefordert, wie ich hörte, in der Lienbahnstraße. Am Falderntor sah ich zerstörte Häuser.

Auch den 31. März 1941 habe ich in schlimmer Erinnerung. Abends heulten plötzlich die Sirenen. Mit den Nachbarn gingen wir in den Keller der Wallschule, weil dieser größer und stabiler war. Eine alte Nachbarin, die schlecht laufen konnte, wurde von ihren Töchtern im Böllerwagen transportiert. Da der Wagen keine Gummiräder hatte, holperte er mit Getöse über das Kopfsteinpflaster.

Nachdem wir schon über eine Stunde auf unseren Bänken gesessen hatten, hörten wir ein ohrenbetäubendes Heulen in der Luft. Anschließend gab es eine fürchterliche Detonation. Es war die erste Luftmine, die Emden getroffen hatte.

Bei dieser Bombardierung wurde das Telegrafenamnt in der Osterstraße von dieser Luftmine getroffen. Wieder gab es Tote und Verletzte und eine starke Zerstörung des Viertels.

Dieser Angriff war wohl der Anlass, dass mit der sogenannten „Kinderlandverschickung“ in verschiedene Gebiete des Landesinneren begonnen wurde. Die Aktion wurde kurz „KLV“ genannt. Manche Kinder kamen nach Kloster Gars, die Mädels zum Kloster Au am Inn, nach Bad Wildungen, Bad Salzschieff oder nach Schwangau/Füssen im Allgäu. Ich kam nach Kloster Mödingen in Oberschwaben. Sicher werden sich noch einige andere ehemalige Emdener Schüler an diese Kinderlandverschickung erinnern.

### Tränen flossen

Unterkunft und Verpflegung im Kloster gefielen mir gut. Zum ersten Male habe ich „Kaiserschmarrn“, Rohrnudeln und Bratkartoffeln mit Kümmel gegessen. Wenn nur das Heimweh nicht gewesen wäre...

Unsere „Führerinnen“ im Lager hießen Gertrud Böttcher, Gerda Sauer und Hildburg, von der ich den Nachnamen nicht mehr weiß. Ich kann mich nur erinnern, dass sie sehr nett war. Die Klassenlehrerin im Kloster nannten wir „Napoleon“, weil diese Person der Geschichte im Geschichtsunterricht ihr Lieblingsthema war.

Die Lehrerin hatte die schlechte Eigenschaft, uns öfter das Lied „In Ostfreesland ist am besten“ singen zu lassen. Da flossen natürlich die Tränen.

Sonntags hatten wir von 14 bis 18 Uhr Zeit zur freien Verfügung. Einige Mädchen hatten einen Ausflug nach Dillingen gemacht. Am Abend stellte sich heraus, dass ein Mädchen fehlte. Es herrschte große Aufregung im Lager. Jedes einzelne Kind wurde befragt. Aber niemand wusste etwas. Die Zimmerkameradinnen hielten eisern dicht. Einigen war bekannt, dass ihre Mitschülerin nach Emden zurückfahren wollte. Bis Nürnberg ist sie gekommen. Dann wurde sie mutlos und meldete sich bei der Bahnhofsmission. Am nächsten Morgen war sie wieder bei uns.

Es war Sonntag, der 22. Juni 1941. Die Sonne lachte vom Himmel und wir marschierten auf der Landstraße nach Laumgen, um dort eine Kinoveranstaltung zu besuchen. Aus geöffneten Fenstern hörten wir aus dem Radio, dass der Krieg mit Russland begonnen hatte. Ich heulte fürchterlich. Heimlich ließ ich meinen Eltern eine Nachricht zukommen, in der ich sie bat, mich zurückzuholen. Vierzehn Tage später war mein Vater da. Die Lagerleitung gab ihm noch einige andere Mädchen mit, die auch unbedingt zurück in die Heimat wollten.

In Emden gab es 1941 keinen Schulunterricht. Aus diesem Grunde besuchte ich ab Anfang 1942 mit fünf anderen Kindern als Fahrgastschülerin per Zug die Harderwykenschule in Leer. In Leer gab es kaum Alarm. Deshalb fielen nur wenige Stunden aus. Wir haben dort sehr viel gelernt.



Das werden viele Emdner noch in Erinnerung haben: Im „Erziehungsinstitut“ der Franziskanerinnen Maria Medingen bei Mödingen wurden Kinder und Jugendliche im Zuge der Kinderlandverschickung untergebracht, als die Angriffe auf Emden sich häuften. Die Erzählerin verbrachte in diesem Kloster zwei Monate. Im Speisesaal hatte sie ihren Platz ganz hinten links.



Ein Klassenzimmer des Klosters, in dem auch Emdner Kinder unterrichtet wurden.

### **Der Bunker wackelte**

Nach der Schulzeit musste ein Land- oder Pflichtjahr abgeleistet werden. Mir war das in Emden möglich. Es war nicht immer leicht und angenehm, aber es hat sicher nicht geschadet. In dieser Zeit -es war Sommer 1943- gab es den Angriff auf das Boltentorviertel. Gut, dass es die Bunker gab, mit deren Bau Ende 1941 begonnen worden war.

In unserem Viertel war der Bunker bei der Neuen Kirche zuerst fertig. Späterer wurden wir für den Bunker am Wall eingeteilt. Wir saßen in einer Kabine in der ersten Etage und teilten unsere Bunkerbank mit einer anderen Familie. Die Bänke, in denen die wichtigsten Papiere und Wertsachen verstaut waren, hatten eine Klappe und waren mit Vorhängeschlössern versehen.

In Emden gab es jetzt auch Alarm, wenn die Flugzeuge ins Landesinnere und nach Berlin flogen. Man musste dann nachts sehr lange im Bunker sitzen. Durch das häufige Zusammensein entwickelte sich eine Kabinengemeinschaft. Das war sehr wichtig, weil es vorkam, dass Leute den Alarm überhört hatten. In solchen Fällen war es selbstverständlich, dass sich jemand um sie kümmerte.

Am 1. April 1944 kam ich zu einer Schiffahrtsfirma mit Kohलगroßhandlung in der Hindenburgstraße, der heutigen Ringstraße, in die Lehre. Die Arbeitszeit war von acht bis 13 Uhr und von 15 bis 18 Uhr, Samstags von acht bis 13 Uhr. Die Lehrlinge hatten im Wechsel samstags von 14 bis 18 Uhr Telefondienst. Falls erforderlich, mussten in der Zeit auch Vervielfältigungen vorgenommen werden. Ein Lehrling musste sonntags die Post aus dem Schließfach beim Postamt holen, um sie dem Prokuristen in die Wohnung zu bringen und eventuell noch andere Aufgaben zu erledigen.

### **„Wo het de Kerl...?“**

Dann kam der vernichtende Angriff am 6. September 1944. In der Firma war gerade der Dienst beendet, als die Sirenen heulten. Die Kontenkästen wurden schnell in einen Zementtrog unten im Trep-

penhaus getragen- Damm rannten wir los in Richtung Bunker am Wall. Während des verheerenden Angriffs schaukelte der ganze Bunker. Die Luftklappen flogen auf. Dadurch konnte man deutlich hören, was draußen in diesem Inferno vorging. Brand- und Sprengbombenwaren gefallen. Nach 25 Minuten war alles vorbei. Emden existierte nicht mehr. Von einem Feuerwehrmann erfuhren wir kurz später, dass unser Haus brannte. Nur die Bezirke, die wir für gefährdet gehalten hatten, wie das Herrentorviertel, das Kasernen-Viertel und das Hafengebiet blieben fast ganz verschont.

Am nächsten Vormittag wurden wir in eine teilzerstörte Drei-Zimmer-Wohnung in der Nordertorstraße angewiesen. Das hatte den Vorteil, dass wir jetzt ganz in der Nähe des Wallbunkers waren. Da manche Keller der zerstörten Häuser noch erhalten waren, zogen die Familien, die nicht evakuiert werden wollten, in diese Notquartiere. Andere Menschen richteten sich ganz im Bunker ein, denn nach der Landung der Alliierten in der Normandie im Juni 1944, hatten die Flugzeuge in kürzester Zeit Deutschland erreicht. Manchmal gab es erst Alarm, wenn die Bomben schon gefallen waren. In den Bunkern wurden die Menschen durch das Rote Kreuz und die „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“, kurz NSV genannt, versorgt.

Unser Firmengebäude war auch stark zerstört, so dass ein Arbeiten dort nicht mehr möglich war. Lediglich die Buchhalterin erhielt eine kleine Arbeitsstelle im Keller. Die anderen Abteilungen arbeiteten zunächst provisorisch im Arbeitsamt, wo auch Mitarbeiter der Westfälischen Transport AG (WTAG) und des Frachtkontors untergebracht waren. Später zogen wir bis zur Fertigstellung des alten Firmengebäudes in die Industrie- und Handelskammer.

Ab Anfang März 1945 wurde es uns überlassen, ob wir noch zur Arbeit kommen wollten oder nicht, da die Front immer näher rückte. Es hieß auch, dass Emden eventuell zur Festung erklärt werden sollte. Der damalige Oberbürgermeister Renken verhinderte dieses Vorhaben.

Im Nachhinein muss man sich heute noch wundern, dass zu keinem Zeitpunkt Panik entstand. Das lag wohl daran, dass die Menschen sich im Bunker völlig sicher fühlten. Wenn ich mich recht erinnere, dann lebten wir ab Anfang April 1945 nur noch im Bunker, weil der Flakbeschuss und die Tieffliegerangriffe häufiger wurden.

Es war der 30. April 1945, als abends eine Sondermeldung kam. Da die Beleuchtung in den Bunker-kabinen recht spärlich war, fühlen sich die meisten Leute schläfrig. Der Rundfunksprecher erklärte, dass Adolf Hitler „im Kampf um Berlin gefallen“ sei. Groß-Admiral Dönitz übernehme ab sofort die Führung. In diesem Augenblick waren die Empfindungen recht unterschiedlich. Verunsicherung kam auf.

Eine ältere Mitinsassin –sie wohnte damals im Paulinenstift- hatte die Meldung und den Namen des Nachfolgers wohl nicht richtig verstanden. Aus dem Dämmer-schlaf erwachend, fragte sie mit einem Male meine Mutter, die ihr am nächsten saß: „Nun segen se mi eben, mein leve Frau Obes, wo het de Kerl, de de nun an is?“ Trotz der schwierigen Situation mussten alle über diesen Ausspruch lachen.

Am Morgen nach der Kapitulation kam mein Vater in den Bunker und sagte, dass wir nun alle nach Hause gehen könnten, denn der Krieg sei aus. Mein erster Gedanke damals war, dass es doch schön sein muß, wieder nachts durchschlafen zu können.

Die Erzählerin dieser Geschichte hat ein Treffen organisiert, zu dem sie Emdener bitten möchte, die bis zur Bombardierung Emdens in ihrer Nachbarschaft gewohnt haben. Angesprochen werden Anwohner folgender Straßen: Am Sandpfad, Schoonhovenstrasse (heute: Bollwerkstrasse), An der Schlichte (heute: Stephanstraße), Webergildestrasse/Neue Reihe, Hof von Holland, Am Eiland, Lindengraben, Pannewarf bis zur damaligen Alten Reihe.

## Von EZ-Redaktionsmitglied GABY WOLF, Emdener Zeitung vom 29. Juli 2000

### Erinnerungen an den ersten Bombenangriff

Vor 50 Jahren hatte der Sicherheits- und Hilfsdienst Emden seinen ersten Einsatz zum Schutz der Zivilbevölkerung.

Zufällig beim Staubwischen war es **Johanne Wengel (71)** in die Hände gefallen – das Foto von der Kraftfahrstaffel des Sicherheits- und Hilfsdienstes in Emden. Vor 60 Jahren hatte dieser Hilfsdienst seinen ersten Einsatz. Johanne Wengel erinnert sich genau, denn ihr Vater **Gerhard Obes** gehörte mit dazu.

„Im Privatleben waren die Mitglieder Kaufleute, Handwerker und Angestellte“, berichtet die 71-Jährige. „Sie wurden eingezogen, um im Katastrophenfall der Bevölkerung der Stadt zu helfen.“

Der erste große Einsatz erfolgte am 13. Juli 1940 im Zuge des ersten Angriffs auf Emden. „Da war ich elf Jahre alt, und wir wohnten in der Straße Am Eiland“, erzählt Johanne Wengel. Der nächstgelegene öffentliche Luftschutzkeller befand sich im Gasthaus „Zur Quelle“. „Dort versuchten wir auch himnzu-

gelange n, schafften es aber nur bis zum Eingang, die Tür war bereits verschlossen, und bei dem Geräusche konnte man uns von innen nicht hören.“

So erlebte Johanne Wengel diesen ersten Angriff draussen mit. „Es war unheimlich“, beschreibt die Emderin ihre Eindrücke von damals, „erst sah man das Aufblitzen der Flak und kurz darauf die Detonation, dann prasselten die Granatsplitter der Flak-Abwehr auf das Pflaster – so etwas vergisst man nicht mehr.“



Bild vom S.H.D. Emden Kraftfahrbereitschaft Kriegsjahr 1940

Insgesamt sieben Menschen kamen bei dem Angriff zu Tode. „Die Bomben waren in der Lienbahnstraße und am Faldernufer gefallen, und der Sicherheits- und Hilfsdienst, das Rote Kreuz und die Feuerwehr hatten in Emden ihre erste schwere Aufgabe für die Zivilbevölkerung zu erfüllen“, erinnert sich Johanne Wengel.

Als im Laufe des Jahres 1940 mit dem Bau der kleineren Bunker (Splitter- und Rundbunker) begonnen wurde, half auch ein Teil des Sicherheits- und Hilfsdienstes bei dieser Arbeit mit. Der größte Teil der Gruppe war bis Oktober 1944 zusammen. Nach der Zerstörung Emdens im September 1944 wurden sie nach Brandenburg an der Havel verlegt. – Nicht alle kamen zurück.

Die Kraftfahrstaffel des Emders Sicherheits- und Hilfsdienstes auf einem Foto von 1940. In der oberen Reihe: die Kameraden ,Rathert, Rädlein, Hagen, Oltmanns, Warfsmann und Meyer. Zweite Reihe: Willmann, Bolinius, Alm, Kamerad Arnold (Nachnahme unbekannt), Harms, Tobias und Saathoff. Dritte Reihe: Schmidt, Brian, Greve, Bereitschaftsleiter Thees, Siekmeyer, van Hove sowie Johanne Wengels Vater Gerhard Obes. Vordere Reihe: Jakobs und Liebermann.

Bild: privat

**Emders Zeitung – Wochenmagazin; 101. Jahrgang (2001) Nr. 083, S. 7; 10  
Redakteurin Iris Hellmich**

Emders erzählen:

Die 72-jährige Johanne Wengel, geb. Obes, aus der Gräfin-Anna-Str. 10 erinnert sich an einen schmerzlichen Abschied von Emden und eine Bahnfahrt ins Ungewisse.

**Vor 60 Jahren: Emders Kinder fuhren in die Kinderlandverschickung**



Die Emders Wallerschule. Hier, im Keller, saß die heutige Erzählerin, als am 31. März 1941 das Telegrafenamnt durch eine Luftmine teilweise zerstört wurde.

Als ich neulich einen Brief von Gerhard Tjaden, meinem früheren Klassenkameraden erhielt, erinnerte ich mich daran, dass vor nunmehr 60 Jahren in Emden die Kinderlandverschickung begann.

Gerhard hatte in einem Brief über unsere Verschickung berichtet. Da fiel mir auch der Anlass wieder ein. Grund für die Kinderlandverschickung war der Angriff am 31. März 1941. Dabei fiel die erste Luftmine auf das Telegrafenamnt in der Osterstraße. Es gab Tote und Verletzte und erheblicher Sachschaden.

So wie ich informiert bin, war es die allererste Luftmine überhaupt, die in Deutschland abgeworfen wurde.

Ich war damals 12 Jahre alt, und wir wohnten in der Straße Am Eiland Nr. 4. Unser Haus war

nicht weit vom Telegrafenamnt entfernt. Als die Luftmine auf das Telegrafenamnt fiel, saßen meine Mutter, mein Bruder und einige unserer Nachbarn im Keller der Wallschule. Der Keller war als öffentlicher Luftschutzkeller ausgewiesen. Dort waren wir immer bei Alarm, bis die Bunker fertiggestellt waren.

Da Emden schon im Juli 1940 einen Angriff erlebt hatte, befürchtete die Regierung wohl weitere Angriffe, zumal Emden für Flieger aus Richtung England kommend die Einfugschneise war. Aus diesen Gründen wurde damit begonnen, die Emdener Schulkinder zu deren Sicherheit ins Landesinnere zu verschicken.

Ich war auch unter diesen Kindern, die vorübergehend ihre Emdener Heimat verlassen mussten. Verschiedene Klöster in Bayern und Unterkünfte in anderen Orten wurden umfunktioniert, beziehungsweise Platz geschaffen, um die vielen Kinder beherbergen zu können. Weil ich aus gesundheitlichen Gründen nicht mit meiner Klasse nach Kloster Au am Inn fahren konnte, kam ich später mit anderen Nachzögern nach Kloster Medingen in Oberschwaben. Dort waren wir 70 oder 80 Emdener Kinder.

Ich glaube, mich genau erinnern zu können, dass die Reise an einem Donnerstag Anfang Mai 1941 losging. Wir stiegen am Bahnhof Emden-Süd in einen Sonderzug und um 17 Uhr ging die Reise los. Alle Kinder waren ganz aufgeregt. Wir hatten ja keine Ahnung, was uns in der Fremde erwarten würde. Für viele von uns war es überhaupt die erste größere Reise. Ich war ziemlich aufgeregt, weil die Zukunft so ungewiss erschien.

In meinem Koffer hatte ich zwei Dirndl-Kleider. Weil ich ja ursprünglich nach Bayern fahren sollte, hatte meine Mutter sie mir vor der Reise noch schnell genäht. Zwar war das Ziel nun ein anderes, doch auch im Schwabenland war es möglich, Dirndl-Kleider zu tragen. Während sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir alle aus vollen Kehlen das deutsche Volkslied: „Nun Ade, du mein lieb Heimatland.“

Manche Kinder und auch die Mütter hatten bei Abschied Tränen in den Augen. Alle winkten aus vollen Kräften und erst als wir unsere Angehörigen nur noch als kleine Punkte in der Ferne sehen konnten, hörten wir auf zu winken, verstaubten unsere Koffer und setzten uns in teils trübseliger, teils in neugieriger Stimmung auf die neue Umgebung im D-Zug-Abteil nieder.

Ich weiß gar nicht mehr, neben wem ich saß. Wir waren sechs Kinder in jedem Abteil. Alle Kinder schnatterten durcheinander. Wir rätselten, wie es wohl im Kloster sein würde. Würden wir uns mit den Nonnen und den anderen Kindern gut verstehen? Würden wir Heimweh bekommen oder das leckere ostfriesische Essen vermissen? Fragen über Fragen.

Und alle waren wir unruhig, so dass es auf den Gängen im Zug stundenlange Lauferei gab. Doch als es dunkel wurde, überfiel uns die Müdigkeit und die Kinder schliefen nach und nach in ihren Sitzen ein.

Noch gut erinnere ich mich daran, wie es war, als dann der Morgen graute: Ein Mädchen in meinem Abteil rief: „Seht einmal, dort sind die Berge.“ Begeisterung brach aus. Doch später stellte sich heraus, dass es sich noch nicht um das Hochgebirge handelte, sondern um die Schwäbische Alb. Die hohen Berge waren noch rund 100 Kilometer weit entfernt. Doch was machte das schon für uns Ostfriesenkinder. Für uns zählte alles als Berg, was so hoch wie der Plytenberg bei Leer oder sogar höher war.



Wurde vom Heimweh geplagt: die heutige Erzählerin, Johanne Wengel, während der Zeit der Kinderlandverschickung.

Es muss sehr früh am Morgen gewesen sein, als wir Dillingen an der Donau erreichten. Dort war für uns Endstation. Wahrscheinlich wurden wir von dort mit Bussen abgeholt. So genau weiß ich das nicht mehr. Von Dillingen fuhren wir ins etwa 30 Kilometer entfernte Dorf Mödingen, zu dem unsere Unterkunft, das Kloster Maria Medingen gehörte. Zwei Monate blieb ich dort. Eigentlich hätte ich länger bleiben sollen, aber mich plagte fürchterliches Heimweh. Deshalb holte mein Vater mich und auch noch andere Kinder, die an Heimweh litten und in unserer Nachbarschaft wohnten, aus dem Kloster ab.

Allgemein war die Zeit im Kloster gut und trotz des Heimwehs habe ich sie in guter Erinnerung. Die Umgebung war schön, die Nonnen nett und alles stimmte. Aber diese ausmergelnde Sehnsucht nach der Heimat ließ mich nicht über



Im Kloster Maria Medingen: Vorbereitung einer Mahlzeit für die Emdener Kinder.

meinen Schatten springen. Nichtsdestoweniger bin ich 1947 und 1949 noch einmal zu Besuch im Kloster Maria Medingen gewesen. Manche der Nonnen, die ich während der Kinderlandverschickung kennengelernt hatte, traf ich dort wieder.

**Emdener Zeitung – Wochenmagazin; 100. Jahrgang (2000) Nr. 151, S. 21**

### „Du willst sicher nicht alles alleine essen“

Über Kameradschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl und Uniformen hat am vergangenen Sonnabend Erika Eidner in der 280. Folge der Serie „Emdener erzählen“ im Wochenmagazin berichtet. Dieser Erzählung möchte EZ-Leserin Johanne Wengel einiges aus eigener Erinnerung hinzufügen:

Aufgrund des Berichtes von Erika Eidner, in dem sie auch über die Kameradschaft schreibt, fällt mir ein Erlebnis aus Kindertagen ein.



Hier lernte EZ-Leserin Johanne Wengel einiges in Sachen Kameradschaft: das Kloster Medingen in Schwaben.

Ich bin Jahrgang 1929 und war als Zwölfjährige mit anderen Kindern 1941 im KLV-Lager im Kloster Medingen in Schwaben. Vor längerer Zeit berichtete ich schon darüber: Es war im Juni 1941, als ich von meinen Eltern zweimal größere Packchen mit Süßigkeiten erhielt.

Mein Vater war damals beim Sicherheits- und Hilfsdienst in Emden. Dort hatte er einen Kameraden, der im Privatleben Süßwaren-Großhändler war. Daher die Süßigkeiten aus seinem Kontingent. Es muss Anfang Juni gewesen sein, als ich vormittags zur Lagerleitung gerufen wurde. Der Lagerleiter war ein Lehrer Weber.

Ob mein Päckchen bereits geöffnet war, oder ob es in meiner Gegenwart geöffnet wurde, das weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls lagen die Süßigkeiten auf dem Tisch. Der

Lagerleiter sah erst die Süßigkeiten und dann mich an und meinte: „So, nun suche Dir mal drei oder vier Stückchen aus und die anderen Teilchen werden wir verteilen, denn Du willst sicher nicht alles alleine essen und Deine Klassenkameraden zugucken lassen.“ – Ein Geizhals war ich eigentlich nie, aber in dem Augenblick habe ich doch geschluckt und es fiel mir nicht leicht, so viele „Köstlichkeiten“ verschenken zu müssen.

Ich glaube, dass wir in unserem Schlafsaal so um die 20 Mädchen waren. Soweit ich mich erinnere, bekam jedes Kind ein Teilchen. Als ich sah, dass auch die anderen Mädchen sich darüber freuten, war die vorherige Enttäuschung überwunden.

Die Lehrstunde in Sachen Kameradschaft hat nie geschadet und wird auch heute noch, falls erforderlich, praktiziert.



In idyllischer Lage in Wolthusen: die Buddenberg'sche Villa

**Emdener Zeitung - Wochenmagazin – 101. Jahrgang (2001) Nr. 234, S. 10 - 13**

**Redakteurin Iris Hellmich**

Emdener erzählen:

### **Von Villen und Häusern, die aus Ruinen aufstiegen.**

Der 72-jährigen Johanne Wengel, geb. Obes kamen nach einem Nachbarschaftstreffen die Jahre des Wiederaufbaus rund um das Nordertor wieder in den Sinn. Ausgelöst wurden diese Gedanken letztendlich durch ein altes ostfriesisches Gedicht, von dem bei dem Treffen die Rede war.

Vor wenigen Wochen hatten wir wieder ein Nachbarschaftstreffen im Pelzerhaus. Wir, das sind diejenigen, die maximal bis zur Zerstörung Emdens am 6. September 1944 in den Straßen am Eiland, Hof von Holland, Am Lindengraben, Pannewarf, Norderdorstraße, Alte Reihe, Osterstraße, An der Schlichte, Am Sand-

pfad und in der Schoonhovenstraße gewohnt haben.

20 ehemalige Nachbarn gesellten sich im Pelzerhaus, und wieder wurde viel über frühere Zeiten geplaudert. Dieses war übrigens das vierte Nachbarschaftstreffen. Seit 1998 haben wir uns jährlich einmal getroffen.

Beim ersten Mal waren wir noch 52 Teilnehmer, 1999 kamen 30 und im Jahre 2000 nur noch 26. Von Jahr zu Jahr reduziert sich unsere Zahl. Das ist altersbedingt.

In diesem Jahr bot ein Dia-Vortrag von Dr. Helge Jürgens die Krönung unseres Treffens. Er zeigte Bilder über die Entwicklung unserer Stadt. Dr. Jürgens hat die Geschichtswerkstatt Groß-Faldern aufgebaut. Die Mitglieder treffen sich alle 14 Tage im Gemeindehaus der altreformierten Gemeinde in der Osterstraße. Sie würden sich übrigens freuen, wenn sich noch weitere Interessenten hinzu gesellen würden.

Neulich also, bei unserem Beisammensein am 19. September saß ich neben Hermine Gerritzen, geb. Poelmeyer, die früher in der Straße An der Schlichte wohnte. Sie erzählte von dem alten ostfriesischen Gedicht „Lütt Matten, de Haas“, das wir als Kinder auswendig lernen mussten und das in unserem ostfriesischen Lesebuch aus der Zeit von 1935 bis 1939 stand. Hermine wollte dieses Gedicht unbedingt ihrem Enkelsohn schicken, der in Süddeutschland lebt und dort einen Buten-Ostfreesen-Verein gründen möchte. Und sie fragte mich, ob ich das Gedicht hätte. Inzwischen konnte ich ihr zwar



Auch dieses Emders Bauwerk wurde am 6. September 1944 von Bomben zerstört: die katholische Kirche St. Michael in der Straße Hof von Holland. EZ-Archiv



Am Nordertor: In diesem Emders Viertel wohnte die heutige Erzählerin nach dem Krieg.

das Gedicht als Kopie geben, doch nach unserem alten Lesebuch, in dem ich schon in der Schule gearbeitet habe, halte ich bereits seit über 30 Jahren Ausschau.

Ich kann mich erinnern, dass das Buch damals einen braun/gelben Umschlag hatte. Durch das Gespräch mit Hermine wurde meine aktive Suche nach dem Buch neu in Gang gebracht. Auf Umwegen gelangte ich zu dem Emders Alfred Kieselbach in der Mühlenstraße. Das Lesebuch hatte er zwar nicht,



Dieses Foto fand die heutige Erzählerin durch Zufall in der Sammlung des Emders Alfred Kieselbach. Es zeigt ganz links (auf Brettern stehend) ihren Vater, Gerhard Obes. Das Bild entstand am Morgen des 1. April 1941 nach einem nächtlichen Luftangriff, bei dem das Telegrafenamnt teilzerstört wurde. Nachbargebäude liegen ebenfalls in Trümmern.

doch der Besuch lohnte sich trotzdem:

Herr Kieselbach, der ein leidenschaftlicher Sammler ist, zeigte mir ein historisches Foto, auf dem ich meinen Vater, Gerhard Obes, erkannte.

Die Aufnahme entstand nach der Nacht zum 1. April 1941, ist also heute gut 60 Jahre alt. Nach einem Luftangriff sind Mitarbeiter des Sicherheits- und Hilfsdienstes (SHD) mit Aufräumarbeiten in der Umgebung des Telegrafenamtes beschäftigt. Mein Vater war damals auch zum Sicherheits- und Hilfsdienst eingezogen. Das teilzerstörte Telegrafenamnt ist zwar nicht auf dem Foto zu sehen, aber die zerstörte Wand in der Nähe des Ge-

müsehändlers Bleeker, die Ruine der alt-reformierten Kirche, der Mennonitenkirche und die zerstörte Wohnung des Pastors Dr. Fast. Als ich das Bild betrachtete, wanderten meine Gedanken auch in die Zeit nach dem Krieg, speziell in unserem Wohngebiet, das ich nie wirklich verließ – erst, als ich mit meinem Mann in die Gräfin-Anna-Straße zog. Mit meinen Eltern wohnte ich bis 1944 Am Eiland, wo wir später ausgebombt wurden. Oft waren wir im Bunker Lindengraben. Und entgegen der vielen traurigen Schilderungen, die wir oft in der Zeitung lesen, erinnere ich mich an eine Episode, die uns sogar zum Schmunzeln brachte:

Einmal kam ein Mann auf „Hosocken“, also ohne Schuhe, in letzter Minute in den Bunker geeilt. Die Ehefrau fragte ihn sogleich: „Vader, hest du de Tasche mit de Sülversaken?“ Völlig baff antwortete der Mann: „Wat skeelt mi dien Tasche mit de Sülversaken; was Tied, dat ick da bün.“ Alles lachte.



Eine der Emdrer Villen, die nach dem Krieg von den Besatzern beschlagnahmt wurden: die Villa Lonke am Nordertor.

Ein anderes Mal lief eine Nachbarin beim Sirenenalarm in Richtung Bunker. Aus ihrer Tasche fiel ein Wollknäuel. Eine andere Nachbarin eilte zu Hilfe und wickelte in aller Seelenruhe die Wolle wieder auf. Auch dieser Anblick ließ einen für Momente die Ernsthaftigkeit der Situation vergessen.

Nach dem Krieg wohnte ich mit meinem Mann bei meinen Eltern in der Nordertorstraße. Dort beobachtete ich viele Veränderungen während der Zeit der Besetzung. Die Emdrer machten sich daran, die Schuttmassen und Trümmer zu beseitigen. Ganz sinnig und langsam kam dann der Wiederaufbau in Gang. Aus den noch bewohnbaren Villen vertrieben die Besatzer die ursprünglichen Eigentümer und benutzten die Räume für ihre eigenen Zwecke. Uns gegenüber zum Beispiel hatte die Villa Lonke den Krieg zwar mit Bombenschaden überstanden, doch sie konnte schnell für die Besatzer eingesetzt werden. Die Villa gehörte eigentlich den Nordseewerken, deren Direktor Bruno Müller dort wohnte. Ich glaube aber, Direktor Müller war schon vor der Kapitulation aus der Villa ausgezogen und ihm blieb erspart, von den Besatzern, die die Villa in ein Offizierskasino umfunktionierten, vor die Tür gesetzt zu werden. Noch früher, in den 30er Jahren war in der Villa ein Kindergarten untergebracht, den ich auch als Kind besuchte. Auch an der Auricher Straße vereinnahmten die Besatzer ein oder zwei Villen. Ich glaube, eines der beschlagnahmten Häuser gehörte einem Bauunternehmer. Auch die Villa des Hals-Nasen-Ohren-Facharztes Dr. Wiltfang Zwischen beiden Bleichen bewohnten nach dem Krieg die Offiziere der Besatzer. Außerdem wurden die Villa am Philosophenweg, in der heute Dr. Houtrouw seine Praxis hat, sowie die Buddenberg'sche Villa an der Wolthuser Straße, die einst dem Börsenspekulanten Buddenberg gehörte, von der englischen Besatzungsmacht vereinnahmt.

In unserer näheren Umgebung bauten die Gebrüder Theo und Rudolf Nagel in der Webergildestraße nach dem Krieg erste Wohneinheiten für Privatleute. Architekt Holtkamp übernahm, soviel ich weiß, den Auftrag zur Planung und zum Bau. Der Staat zahlte damals günstige Darlehen an Häuserbauer, so dass nach und nach immer mehr Häuser aus den Ruinen aufstiegen. Viele Jahre später, ab 1959, wohnte ich mit meinem Mann auch in der Webergildestraße. Irgendwann in den 50er Jahren baute auch die katholische Kirche am Hof von Holland wieder auf. Die Kirche war ja auch stark durch Bomben beschädigt worden und nur die Außenmauern standen noch. Die Gottesdienste waren in eine angrenzende rote Baracke verlegt worden, die man um 1947 provisorisch errichtete und die etwa dort stand, wo heute der Kindergarten der Gemeinde St. Michael ist. Mit Wohlwollen haben die Emdrer mitangesehen, wie ihre Stadt wieder ein neues Gesicht bekam. Und ich glaube, aus diesem Grunde fühlen sich die meisten Menschen hier so heimatverbunden.

Da Johanne Wengel immer noch großes Interesse an dem oben beschriebenen Lesebuch hat, bittet sie um Hinweise, wie sie ein solches Exemplar erstehen kann.

Da Johanne Wengel immer noch großes Interesse an dem oben beschriebenen Lesebuch hat, bittet sie um Hinweise, wie sie ein solches Exemplar erstehen kann.



Emden hat ein neues Gesicht bekommen: Stadtkern um 1960.